



FRIEDERIKE SCHMÖE

**Ein Toter, der
nicht sterben darf**

Kriminalroman

Original

GMEINER



FRIEDERIKE SCHMÖE

Ein Toter, der
nicht sterben darf

WAS IST DAS ICH? Alexa leidet an einer seltenen Herzkrankheit. Die Transplantation eines Spenderherzens bringt Heilung, doch plötzlich geschehen seltsame Dinge. Sie sehnt sich danach, um die Welt zu jetten und verspürt ständigen Heißhunger nach Oliven. Alexa forscht mit Ghostwriterin Kea Laverde nach dem Spender: Rui Peres Oliveiro, Portugiese, Programmierer bei einer Münchner Firma, verunglückte am Morgen der Transplantation tödlich. Alexa ist überzeugt: Rui lebt in ihr weiter; ein Teil von ihr ist zu Rui geworden. Zusammen mit Kea reist sie nach Lissabon, wo sie mit Ruis Vorleben konfrontiert wird. Eine seelische Belastung, der sie kaum standhalten kann, zumal die Münchner Kripo Kea bald darüber informiert, dass Ruis Unfall kein Unfall war. Und weder seine Eltern noch seine Verlobte scheinen zu ahnen, dass Rui in Deutschland längst neue Pläne geschmiedet hat ...

Ein nachdenklicher, psychologisch ausgeklügelter Krimi über die Suche nach dem Ich und die Frage, ob man ein anderer werden kann.



Geboren und aufgewachsen in Coburg, wurde Friederike Schmöe früh zur Bücherrärrin - eine Leidenschaft, der die Universitätsdozentin heute beruflich frönt. In ihrer Schreibwerkstatt in der Weltkulturerbestadt Bamberg verfasst sie seit 2000 Kriminalromane und Kurzgeschichten; sie gibt Kreativitätskurse für Kinder und Erwachsene und veranstaltet Literaturevents, auf denen sie in Begleitung von Musikern aus ihren Werken liest. Ihr literarisches Universum umfasst u.a. die Krimireihe um die Bamberger Privatdetektivin Katinka Palfy und eine Krimiserie mit der Münchner Ghostwriterin Kea Laverde als Hauptfigur.

www.friederikeschmoe.de

Bisherige Veröffentlichungen im Gmeiner-Verlag:

Schaurige Weihnacht überall (2013)	Fliehganzleis (2009)
Du bist fort und ich lebe (2013)	Schweigfeinstill (2009)
Still und starr ruht der Tod (2012)	Spinnefeind (2008)
Rosenfolter (2012)	Pfeilgift (2008)
Wasdunkelbleibt (2011)	Januskopf (2007)
Lasst uns froh und grausig sein (2011)	Schockstarre (2007)
Wernievergibt (2011)	Käfersterben (2006)
Wieweitdugehst (2010)	Fratzenmond (2006)
Süßer der Punsch nie tötet (2010)	Kirchweihmord (2005)
Bisduvergisst (2010)	Maskenspiel (2005)

FRIEDERIKE SCHMÖE

Ein Toter, der
nicht sterben darf

Ein neuer Fall für Kea Laverde

Original

GMEINER



*Personen und Handlung sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen
sind rein zufällig und nicht beabsichtigt.*

Besuchen Sie uns im Internet:
www.gmeiner-verlag.de

© 2014 – Gmeiner-Verlag GmbH
Im Ehnried 5, 88605 Meßkirch
Telefon 075 75 / 20 95 - 0
info@gmeiner-verlag.de
Alle Rechte vorbehalten
1. Auflage 2014

Lektorat: Claudia Senghaas, Kirchartd
Herstellung: Mirjam Hecht
Umschlaggestaltung: U.O.R.G. Lutz Eberle, Stuttgart
unter Verwendung eines Fotos von: © Bob Senesac / shutterstock.com
ISBN 978-3-8392-4511-8

*Mehr als alles hüte dein Herz, denn von ihm geht das
Leben aus.*

Sprüche 4, 23

PROLOG

Sie fühlte Erleichterung. Trauer. Einsamkeit. Frustration. Aber vor allem Erleichterung. Die Erleichterung dämpfte den Horror. Im Augenblick zumindest.

Adela hatte alles veranlasst. Sie hatte sich um die Formalitäten gekümmert, die Telefonate mit dem Bestattungsinstitut geführt und die Papiere unterzeichnet, die für die Überführung benötigt wurden. Nach ihrer Rückkehr war sie direkt vom Flughafen zu Ana und Cesário gefahren. Sie wollte es hinter sich bringen.

Ana und Cesário hörten einfach zu. Sie fragten wenig, nickten jedoch zustimmend, als es um die Entscheidung ging, die Adela in weniger als 20 Minuten getroffen hatte. Weil es so schnell gehen musste. Weil sie mit Begriffen wie Hirntod und Intensivbehandlung umgehen musste, die sie in ihrer Muttersprache kaum verstand, geschweige denn auf Englisch. Sie hatte »ja« gesagt, weil sie alles wollte, nur nicht noch mehr Tod, und weil die Argumente der Ärzte stichhaltig klangen. Das erklärte sie Ana und Cesário. Die nickten beide, und Ana sagte: »Dann ist jetzt alles gut.«

Nichts war gut. Adela hatte später im Internet recherchiert. Es war unglaublich, was sie da las, und wenn allein die Hälfte davon zutraf, bereute sie doch zutiefst, ihr Einverständnis gegeben zu haben. Sie hatte es ja nicht für sich gegeben. Sie hatte gesagt, was sie meinte, das Rui gewollt hätte. Doch während sie noch

überlegte, während sie in dem Kokon aus Stille und Ungläubigkeit, in dem sie seit der Nachricht über Ruis Tod eingeschlossen war, versuchte, einen klaren, rationalen Gedanken zu produzieren, liefen im Hintergrund bereits die Vorbereitungen. Ein ganzer Apparat wurde in Betrieb gesetzt. Das hatte sie nicht gewusst. Sie hatte es nicht wissen können und durfte sich daher keinen Vorwurf machen. Ganz allein hatte sie in einem absoluten Ausnahmezustand eine Entscheidung treffen müssen. Ohne in der Lage zu sein, die richtigen Fragen zu stellen. Natürlich hatte sie sich gewundert, warum pausenlos das Telefon klingelte, aber die Gespräche hatte sie nicht verstanden, und so blieb ihr nichts, als dem zu vertrauen, was man ihr sagte.

Es war nicht die Wahrheit. Auch keine Lüge, aber eben nicht ganz die Wahrheit.

Mit Ana und Cesário war sie zur Friedhofsverwaltung gefahren. Sie hatte eine ordentliche Summe zugeschossen, die sie niemals wiederbekommen würde, nicht, wie die Dinge momentan standen, mit der Krise und allem. Bei fast 40 Grad Hitze waren sie zu der Grabstätte gegangen, die sie sich würden leisten können. Sie – die Eltern. Sie hatten zu dritt beraten, ob die von der Friedhofsverwaltung vorgeschlagene Grabstätte in Ordnung war. Sie hatten so getan, als hätten sie eine Wahl.

Sie hatten sie nicht. Cesários Unterschrift auf dem Papier war krakelig, die Buchstaben stiegen steil nach rechts oben an, als wollten sie den endlosen Dokumenten ein für alle Mal entfliehen: Cesário Peres Oliveira.

Und heute die Beerdigung. Endlich, schoss es Adela durch den Kopf. Die Erschöpfung der vergangenen Tage wollte sie allmählich aufzehren, zusammen mit der Hitze, den wirren Nachträumen, die am Morgen unsägliche Bilder in ihrem Kopf hinterließen. Bilder von spritzendem Blut und Ruis ausgeweidetem Körper, seinem aschgrauen Gesicht, den mit Mullbinden abgeklebten Augenhöhlen. Bilder von Formblättern, von zerquetschtem Blech und einem kahlköpfigen Mann, der etwas unterzeichnete, Bilder von einem gläsernen Besprechungsraum, in dem man ihr sagte: »Sie wollen doch sicher auch, dass ...«, Bilder von einer Holzkiste, die in ein Flugzeug verladen wurde.

Vom Fluss wehte Wind herbei, schlängelte sich den Hang hinauf, so aufgeheizt, dass Adela meinte, in diesem Lufthauch Kastanien rösten zu können. Der Katafalk mit dem schwarzen Sarg wurde von vier Männern gezogen, bergab. Erreichte die Grabstätte. Die Männer nahmen die Mützen ab, und der Priester ging ein paar Schritte auf den Sarg zu. Adela blinzelte. Sie trug eine Sonnenbrille, die beinahe ihr ganzes Gesicht verdeckte. Gestern noch hatte sie geglaubt, die Tränen würden wie ein Sturzbach aus ihr herausschießen, aber da kam nichts. Keine Träne, nicht einmal ein trockener Schluchzer. Sie fühlte sich leer. Vollkommen leer. Dieses Vakuum tief in ihr schützte sie. Vor sich selbst. Vor dem Entsetzen über die Entscheidung, die sie getroffen hatte. Und vor dem, was zuvor geschehen war und worüber sie mit Rui nicht mehr hatte sprechen können.

Die Familienangehörigen nahmen Abschied, ruhig, mit blassen Gesichtern. Der Tod ist schlimm, doch schlimmer ist der Tod in der Fremde, dort, wohin das eigene Auge nicht reicht, dachte Adela. Dort, wo man eine andere Sprache spricht, dort, wo man ein Fremder sein wird für immer.

»Er ist nicht freiwillig weggezogen«, hörte sie eine Frau flüstern. »Er musste.«

So viele mussten. Adelas beste Freundin lebte nun in Brasilien. Ein anderer Freund in England. Wieder einer in Russland. Sie zogen um den Globus, eine neue Generation Weltentdecker, denen keine andere Lösung blieb, wollten sie nicht von morgens bis abends im Café sitzen, bei einem Garoto, und mit trägem Wippen des Fußes die Tauben vertreiben, von denen es in Lissabon genug gab. Mehr als genug.

Adela musterte die beiden Alten, die schmale, blasse Ana mit dem eng geknüpften Schleier, der sich vor ihrem Gesicht bauschte. Cesário, wurmstichig, gebeugt, der silberne Bart tadellos gestutzt. Sie hielten einander an den Händen, mit ratlosen Gesichtern. Beide hatten sich Hoffnungen gemacht. Auf Ansehen, darauf, stolz zu sein auf den Sohn, den einzigen, der es so weit weg, im Ausland, zu etwas gebracht hatte. Sie waren beide auf ihre Weise kosmopolitisch. Ana als Englischlehrerin. Cesário, der Ingenieur, der in Brasilien und in den Vereinigten Arabischen Emiraten, in Libyen und Marokko Brücken gebaut hatte. Sie wollten so gerne Enkelkinder. »Rui wäre der ideale Vater«, hatte Ana Adela vor ein paar Wochen anvertraut, »ein durch und durch guter Junge.«

Die Sonne brannte, weit unter ihnen glitzerte der Tejo im gleißenden Licht. Ein Schiff – ein einziges, die Krise! – schob sich nach Norden. Adela rückte an ihrem Hut. Sie verglühte beinahe in den schwarzen Sachen, doch das war nichts Besonderes, das kannte sie seit ihrer Kindheit. Sie hatte sich stets gefragt, wie Rui ohne diese gleißende, helle Sonne klarkam. Dort oben im Norden. Dabei hatte er ihr in seinen seltenen Mails immer geschrieben, wie sehr er das Spiel des Lichtes mochte. Dort, wo er zuletzt lebte.

Dort, wo er gestorben war.

Der Priester sagte seine Sätze auf, die Wörter schmolzen, bevor sie über seine Lippen kamen, und Cesário weinte. »Weiß Gott, ich bin alt, ich darf weinen«, hatte er gestern gesagt. »Ich bin ein alter Mann, und meine Trauer bringt mich um.«

Instinktiv spürte Adela, dass sie sich um Cesário keine Sorgen zu machen brauchte. Nicht mehr als üblich, wenn alte Eltern am Grab des einzigen Kindes standen. Bei Ana war sie nicht sicher; im Augenblick lebte sie ohnehin nur von einem Tag auf den anderen. Sie durften niemals erfahren, was sich wirklich abgespielt hatte. Dass es nicht um Moral gegangen war, sondern um ein Geschäft. Um Renommee, um Statistiken. Sie musste die Gefühle der Eltern schützen; aus dem, was entschieden war und sich nicht mehr ändern ließ, einen Trost machen.

Adelas eigene Gefühle hatten an einem Tag wie heute keine Rolle zu spielen. Sie tat, was von ihr gefordert wurde, und viel mehr als das. Ihre Hoffnungen ver-

sanken ebenfalls, sie vertraute sie dem Sarg an, denn an Rui mochte sie nicht denken. Nicht an die Reste von Rui, die in dieser Kiste lagen. Die in einer Flugkiste mit Zinkeinlage hergefliegen worden waren. Luftdicht, mit verlötetem Metalleinsatz. Lieber erinnerte sie sich im heißen Flimmern des Lichts an den lebendigen Rui. An seinen Heißhunger auf Pastéis de Nata, die sahnigen Törtchen, die in der berühmten Konditorei in Belém gemacht wurden. Eine Konditorei, die man im Sommer wegen der sich darin drängenden Touristen kaum mehr betreten konnte. Deswegen, hatte Rui oft behauptet, sei Lissabon eine Stadt für den Winter.

Sie wartete darauf, ihre Rose auf den Sarg legen zu dürfen, damit sie endlich gehen konnte, raus aus der Hitze. Vor ihren Augen malte die Sonne scharfkantige Spiegelungen zwischen die Grabstätten.

Als sie, ein Ave Maria murmelnd, sich umdrehte, nahm Cesário sie am Arm.

»Wir sehen uns gleich noch.« Sein Blick war eine inständige Bitte.

»Natürlich«, erwiderte Adela. »Natürlich.«

Aus dieser Verantwortung gab es kein Entrinnen.